



Fernsehen

Schluss mit «frei Schnauze»

Stefan Millius

Wetten, dass ...? ZDF. 25. November, 20.15 Uhr

Am Schluss des Finales standen Kritik und Häme. Ein alter Mann, der Belanglosigkeiten von sich gebe, ein Relikt aus einer anderen Zeit des Fernsehens: Von der NZZ bis zu T-Online war man sich einig, dass Thomas Gottschalk zu Recht sein letztes «Wetten, dass ...?» moderiert hat. Es klang, als wäre ein erfolgloser Fussballtrainer zu lange im Amt gelassen worden.

Wahr ist das Gegenteil. Die Wett-Show war mit Unterbrüchen vier Jahrzehnte zu sehen. Unter Thomas Gottschalk holte sie hin und wieder fast die Hälfte der deutschen Haushalte vor den Bildschirm. Dass er nicht vom Teleprompter ablesen mag, führte gelegentlich zu kurzen Hängern oder Versprechern. Dafür langweilte der 73-Jährige das Publikum nie mit vorbereiteten Texten aus der Redaktion. Was er gerade sagte, wusste er selbst oft erst, wenn er es hörte.

Genau das aber, so Gottschalks Befürchtung, gehe nicht mehr länger. Er trete ab, weil er vor der Kamera so reden wolle wie zu Hause und dies immer weniger möglich sei. Via Knopf im Ohr Warnungen der Regie vor einem möglichen Shitstorm zu bekommen: Das ist nicht seine Welt. Statt bis zum Schluss der letzten Sendung den ewig fröhlichen Sonnyboy zu spielen, nutzte er den Ausklang mutig, um auf die ausufernde politische Korrektheit hinzuweisen.

Beim ZDF mögen einige aufatmen, dass Thomas Gottschalk Geschichte ist. So droht weniger Kritik in den sozialen Medien. Aber die Rekordquoten zeigen, dass das Publikum anders denkt. Es wünscht sich «frei Schnauze» – und keine von der Wokeness weichgespülten Moderatoren.

Pop

Man muss einfach mitwippen

Daniela Niederberger

CMAT: CrazyMad, for Me

CMAT & Support: Live im «Bogen F», Zürich.
27. Febr. 2024

Das Konzert an den Winterthurer Musikfestwochen war klein angekündigt, eine irische Sängerin namens CMAT werde Glam Country spielen. Yee Haw! Meine Tochter wollte gehen, ich ging mit. Um 17 Uhr, eine undankbare Zeit. Und dann wurde es eines der besten Konzerte. Der Platz vor der Bühne füllte sich rasch, zum Schluss, bei «I Wanna Be a Cowboy, Baby!», machte alles den Two-Step. Wir wurden Instant-Fans, wie so viele andere. Diese Stimme, die grossartigen Songs, die man sofort zu kennen glaubte, die selbstironische und doch selbstbewusste Show!

Das war im Sommer vor einem Jahr. Es folgten ein erstes Album, «If My Wife New I'd Be Dead», das in Irland gerade auf Platz eins der Hitparade einstieg, eine Tour durch Europa und Nordamerika, begeisterte Kritiken. Ihr grösster Hit daraus ist «I Don't Really Care for You»; kaum je hörte man zu einem eigentlich traurigen Thema – das Ende einer Beziehung – einen so unwiderstehlichen Song, man muss einfach mitwippen.

Jetzt hat CMAT (Ciara Mary-Alice Thompson) ihr zweites Album veröffentlicht, «CrazyMad, for Me.» Es ist ein Konzeptalbum, und es geht darin um eine Beziehung, die ihr nicht guttat. Die Liedtexte sind von seltener Klarheit, ungewohnt, voller Witz und ziemlich geschickt. Im Eröffnungssong «California» – wieder ein Mitsingstück – sagt sie ihrem Ex, wie sie dank ihm künstlerisch aus dem Vollen schöpfen könne. «Cause everybody likes me / When my pain is in a sonnet / And you have called me cheap / But you did this shit to me / Made me brilliant, you fucked me up / And I'm reaping what you've sown.» Das tolle Video dazu ist in einer einzigen Einstellung gedreht.

Keines der zwölf Lieder auf dem Album fällt ab, und jedes ist anders. Es ist Country, hie und da hört man die irische Fiedel, aber auch Pop. «Whatever's Inconvenient» sticht heraus, eine

*Ein Jahr lang zwang sie sich,
jeden Tag einen Song zu schreiben.
Das zahlte sich aus.*

fröhlich-unglückliche Ballade über eine On-off-Liebe. In «Vincent Kompany» erzählt sie, wie sie sich als Teenager einmal alle Haare abschnitt und sechzehn Stunden am Stück die Serie «Gilmore Girls» schaute. «Where Are Your Kids Tonight?» singt sie im Duett mit dem amerikanischen Sänger John Grant; es geht um eine Affäre mit einem verheirateten Mann, ein wiederkehrendes Thema in der Musik der 27-Jährigen.



Selbstironisch und selbstbewusst: Sängerin CMAT.

Im ersten Album drehten sich die Texte nebst Liebeskummer um Partys, zu wenig Schlaf oder um den Frust auf der Waage. Sehenswert sind ihre Videos, opulent, mit Blumentapeten, Seidenblusen und einer Vierziger-Jahre-Leinwandgöttinnen-Ästhetik, gepaart mit viel Humor. CMAT war laut eigenen Worten «nie normal». Sie trug in der Sekundarschule Klunker aus den Vierzigern, falsche Wimpern und die Haare hochtoupirt. Früh schon wollte sie Musik machen. Ihr Studium brach sie ab und zog mit ihrem Freund nach Manchester. Zusammen traten sie als Bad Sea auf. Weil die Beziehung toxisch war, wie sie sagt, kehrte sie nach Irland zurück, wo sie sich ins Partyleben stürzte.

Unbedingt hingehen!

Sie jobbte in einem Kleiderladen und ging nach Feierabend häufig an Open-Mic-Nights, um ihre Lieder vorzutragen. Ein Jahr lang zwang sie sich, jeden Tag einen Song zu schreiben. Das zahlte sich aus. Als sie begann, erste Lieder online zu veröffentlichen, fand sie sofort Aufmerksamkeit. BBC Radio spielte ihre Musik, und dann ging es schnell.

Sie selber bezeichnete sich zu Beginn ironisch als «Internationale Popsensation aus Irland, die bei ihren Grosseltern wohnt». Das Zweite stimmt nicht mehr, sie lebt nun in London, und das Erste wird wahr. Ausverkaufte Konzerte, begeisterte Fans von Wien bis Paris, von Toronto bis San Francisco. Ende Monat spielt sie viermal nacheinander im 3Olympia Theatre in Dublin.

Und im Februar kommt sie nach Zürich. Unbedingt hingehen!



Film Parlez-vous français?

Wolfram Knorr

Bon Schuur Ticino (CH, 2023): von Peter Luisi. Mit Beat Schlatter, Vincent Kucholl, Catherine Pagani, Leonardo Nigro

Nichts gegen Spinnerfilme, die haben auch ihren kuriosen Reiz. Bei den Filmen von Peter Luisi hat das Versponnene leider immer einen Drall ins Symbolische. Etwa «Der Sandmann» (2011). Aus dessen Körper rinnt Sand, der freilich mehr als absurd ist, nämlich «Traumsand». Oder «Schweizer Helden» (2014). Da wollen sich Asylbewerber mit einer «Tell»-Inszenierung (!) in die Integration hineinarbeiten. Und in «Flitzer» (2017) rennt einer nackt übers Spielfeld, es geht irgendwie um Wett-Manipulationen.

Da passt der jüngste Streich, «Bon Schuur Ticino», voll ins Konzept. Ausgerechnet das Vier-Sprachen-Land Schweiz, von vielen Nationen beneidet, soll planiert werden. Die Grundidee: Nur noch eine für alle Schweizer verbindliche Sprache, das ist kostengünstiger, stärkt die Gemeinschaft, und überhaupt . . . Eine Volksabstimmung folgt, mit dem Ergebnis, dass die Mehrheit das Französische vorzieht. Parbleu! Das Tessin begehrt auf. Dafür sind wir nicht der Eidgenossenschaft beigetreten! Widerstand ist Ehrensache.

Aber auch in der anpassungsbereiteren Deutschschweiz wird maulig reagiert – jedenfalls in einem Büro der Bundespolizei. Der Beamte Walter Egli (Beat Schlatter) ist beleidigt. Auch noch Französisch lernen? *Parlez-Dings?* Nicht mit mir! Nützt nichts, ausgerechnet er wird mit einem welschen Kollegen (Vincent Kucholl) ins Tessin geschickt, um die Rädelführer des Widerstands ausfindig zu machen. Ist Egli überhaupt der italienischen Sprache mächtig, um mit den Renitenten parlieren zu können?

Sprengung des Gotthards

Während der Kollege sich in kühne Verkleidungen wirft, um als Undercover-Agent zu ermitteln, schliesst Egli schon bald eine innige Freundschaft mit einer lebenslustigen Tessinerin (Catherine Pagani). Über sie lernt er dann den Chef des Widerstands kennen, einen Mini-Che-Guevara (Leonardo Nigro), der sogar mit dem Austritt aus der Eidgenossenschaft droht. Wenn's sein muss, mit Gewalt, auch mit der Sprengung des Gotthards. Und Egli wirkt als eine Art Bünzli-Indiana-Jones tatkräftig mit. Was rieselt da über die Leinwand? Wieder so etwas wie «Traumsand»? Egli als eine Art Simplicissimus, der ohne Mühe in die Widerstandsgruppe plumpst, während sich sein Kol-

lege mühsam als falsche Nonne oder falsche alte Lady abrackert. Er nimmt seinen Auftrag ernst, Egli dagegen verfällt im Süden der Herzlichkeit, dem Temperament, der Küche, dem Klima.

Abgesehen davon, dass sich beim Hohe Lied aufs Tessin mit Fug und Recht vermuten lässt, das Tourismusbüro habe am Drehbuch mitgeschrieben, könnte sich der geneigte Zuschauer im Lauf des Geschehens die Frage stellen, worum es hier eigentlich geht. Denn kaum ist Egli im Tessin, reden alle Deutsch, selbst der Mini-Che und Eglis welscher Kollege auch. *Beaucoup de bruit pour rien? Tanto rumore per nulla?* Oder wie oder was?

Weil nur noch Deutsch gesprochen wird, verjuxt der Film sein komisches Potenzial. Denn das bestünde doch gerade aus dem Spiel mit den Sprachen; mit ihnen könnte man jonglieren, Missverständnisse zum Blühen bringen. «Die Schweizermacher» gewissermassen zu «Romands-Machern» verdrehen. Davon aber kann in «Bon Schuur Ticino» überhaupt keine Rede sein.

Im ersten Drittel gibt es eine Szene, die ahnen lässt, was man aus dem Stoff hätte machen können: Egli kommt ins Büro, findet an seinem Platz einen Welschen, geht zum Chef und versucht mit französischem Steinbruch-Vokabular zu fragen, warum an seinem Platz ein anderer sitzt. «Was redest du da?», reagiert der Chef irritiert, «ist das Finnisch?»

Es ist ein Kreuz mit den Schweizer Filmkomödien. Nie ist so richtig klar, ob die Macher, Autoren, Regisseure, Produzenten vor handfestem Spott (der nun mal zu einer ordentlichen Komödie gehört) zurückschrecken oder sich darum gar nicht bemühen. Komödien sind Schwerstarbeit. Sie müssen ernst genommen werden, um mit komischen Verdrehungen die Wirklichkeit bis zur Kenntlichkeit verzerren zu können. «Bon Schuur Ticino» verzerrt nichts. Mit dem Umstand, dass sich Egli in eine Tessinerin verknallt, hätte man herumalbern können. Aber dafür bräuchte es halt Einfälle.

Beat Schlatter als sauertöpfischer Beamter, der aus seiner Bünzli-Behaglichkeit gerissen wird, ist prima und die richtige Besetzung. Selbst unter den fröhlichen Tessinern verbreitet er noch einen Hauch von spießbürgerlichem Ingrim. Aber seine Rolle ist viel zu faserig, das Drehbuch zu konfus. Es fehlt an Zuspitzungen, Chaos, Tempo. «Bon Schuur Ticino» erinnert an seichte Schwänke aus den falschen Fuffzigern, als der deutsche Nachkriegsfilm das Tessin entdeckte und unter der Sonne «radebrechte».



«Des Gross-Schriftstellers Grabinschrift: Die Welt ist ungerecht. Der Nobelpreis blieb mir versagt.»

Kurt Steinmann



Kunstwerke und ihre Herkunft: Neu gestaltete Bührle-Sammlung.

Kunst Die Debatte geht weiter Rolf Hürzeler

Kunst, Kontext, Krieg und Konflikt:
Sammlung Bührle. Kunsthhaus Zürich

So wie auf diesem Porträt hat er sich wohl selbst am liebsten gesehen. Mit dem Habitus eines Patrons blickt der Waffenfabrikant Emil Bührle in die Ferne. Im Hintergrund hängt ein Kunstwerk; neben ihm steht eine kleine Skulptur. Er hält die Arme offen, vielleicht um Grosszügigkeit zu markieren. Dieses Bildnis hat Oskar Kokoschka in der unmittelbaren Nachkriegszeit im Auftrag von Bührle gemalt. Es hängt in der Bührle-Sammlung des Zürcher Kunsthhauses, die unter dem Titel «Kunst, Kontext, Krieg und Konflikt» neu gestaltet ist.

Sie stellt die hochkarätigen Gemälde in einen historischen Zusammenhang und lässt Kommentatoren sowie Opfer zu Wort kommen. Texte und Fotos erinnern daran, wie die Sammlung, zum Teil unter fragwürdigen Umständen, zwischen 1936 und 1956 entstanden ist und zuletzt mehr als 600 Objekte umfasste. Die Dokumentationen belegen, dass Bührle vor Waffengeschäften mit dem deutschen NS-Staat nicht zurückschreckte. Er nutzte auch die Not verfolgter jüdischer Kunstbesitzer aus, um Gemälde möglichst günstig zu kaufen.

Wie das Kokoschka-Gemälde zeigt, sind jedoch keineswegs alle Werke der Sammlung vergiftet: Der Auftraggeber bezahlte den Porträtisten. Genauso wenig ist die Herkunft der Mehrheit der Bilder dieser Sammlung umstritten. Zumindest dann, wenn man Bührle nicht generell das Recht abspricht, Kunst zu kaufen, weil er sein Geld als Waffenhändler oder angeblich mit Zwangsarbeit verdiente. Gerade deshalb war ihm die gesellschaftliche Anerkennung so wichtig; er wollte seine Kunst der Öffentlichkeit zugänglich machen. Etwa die drei grossartigen Seerosenbilder, die Claude Monet in seinem Garten von Giverny gemalt hatte. Bührle kaufte sie nach dem Krieg dem Künstler ab.

Moralischer Kompass

Mäzene wie Bührle wurden zu jener Zeit anders gesehen als heute. Er gehörte zur politisch-wirtschaftlichen Elite, wie der Historiker Georg Kreis in einem kurzen Videobeitrag konstatiert: «Die Positionen der offiziellen Schweiz und des Waffenhändlers stimmten überein.» Sie waren also gängig. Was keine Apologie sein darf: Bührles Zeitgenosse, der Winterthurer Sammler Oskar Reinhart, agierte wesentlich verantwortungsvoller. Wer wollte, konnte sich nach einem moralischen Kompass richten. Fragen wie diese werden in der neuen Schau der Bührle-Sammlung wiederholt angeschnitten.

Wichtiger noch, die Ausstellung beleuchtet auch die Herkunft von Gemälden und das Schicksal ihrer einstigen Besitzer. Gleich im ersten Raum ist die Geschichte eines der

schönsten Gemälde von Pierre-Auguste Renoir, das Frühwerk «La petite Irène», ausgeleuchtet. Die Nationalsozialisten stahlen das Bild und ermordeten die Besitzer in Auschwitz. Die Alliierten entdeckten es nach dem Krieg, übergaben es den Erben, die es über einen Kunsthändler Emil Bührle verkauften. Das Mädchenporträt von Renoir ist unter diesen Vorzeichen auch als Zeuge der Nazi-Verbrechen zu sehen. Offen bleibt die Frage nach der moralischen Schuld von Bührle, der das Bild zwar rechtmässig erworben hatte, aber mit den Mördern der einstigen Besitzer wirtschaftete.

Bei anderen Bildern, wie bei «La Sultane» von Edouard Manet, ist die Rechtslage nicht ganz so klar. Das Bild war einst im Besitz des Unternehmers und Kunstfreundes Max Silberberg, der es möglicherweise unter Zwang verkaufen musste und ebenfalls in einem Konzentrationslager ermordet wurde. Die Geschichte dieses und anderer Objekte wird



gegenwärtig von einem Historiker im Auftrag des Kunsthhauses untersucht. Seine Arbeit soll im kommenden Sommer erscheinen. Wer damit auf eine sachlichere Diskussion über die Sammlung Bührlé hofft, täuscht sich: Wo immer über moralische Dimensionen zu urteilen ist, kommt es zum Streit. So gesehen, hat die Kunsthausdirektorin Ann Demeester recht, wenn sie sagt, man stehe erst am Anfang der Debatte. Sie wird weitergeführt – mit der bisherigen Gehässigkeit.

Pop

Perfekte Sounds zum Abtanzen

Mathias Haehl

Kruder & Dorfmeister: X-mas Special DJ Performance. Kaufleuten Zürich, 4. Dezember

Berlin, Stage Theater des Westens, Ende Oktober. 1700 Leute stehen und zucken wild zwischen den bequem Sesseln, schreien «Whole Lotta Love». Man spürt viel Liebe, und unten auf der legendären Berliner Bühne wippen und klatschen zwei strahlende Männer hinter ihren Mac-Notebooks. Kruder & Dorfmeister regieren mit Beats. Wo die beiden 55-jährigen Musikproduzenten und renommierten Remixer aus Wien auflegen, da baden ihre Fans glücklich in warmen Sounds. Und die Tanzgemeinde wächst und wächst.

Schlafzimmerproduzenten

Popgrößen standen Mitte der 1990er Jahre bei Kruder & Dorfmeister (K & D) Schlange: Sie wollten ihre Hits in deren bekifft klingendem Lounge-Sound verpackt haben. Madonna und Depeche Mode waren begeistert über die coolen K-&-D-Neuabmischungen, die Massen tanzten weltweit selig dazu. Immer mehr Stars wollten die Dienste des Wiener Duos in Anspruch nehmen, aber David Bowie, Grace Jones, Sade und U2 bekamen einen Korb.

Richard Dorfmeister erinnert sich: «Der Hype um unsere Mixes war riesig, doch wir wollten uns Zeit nehmen für die einzelnen Songs.» Deshalb tüftelten sie wochenlang an einer Neuabmischung, bis sie zufrieden waren. «Unsere Remixes haben mit den Originalen meistens so viel zu tun wie kubistische Porträts von Picasso mit den Mädchen, die ihm dafür Modell standen.» Irgendwann hatte sich ihr Disco-Trend aber totgelaufen, die Szene zog weiter, und es regierte schnellproduzierter Techno die Dancefloors.

Seit fünf Jahren läuft es aber wieder wie geschmiert für die beiden Musiknomaden: Ihr eleganter Musikgeschmack und Videokreationen, wie man sie bei Kraftwerk-Auftritten liebt, sind heute wieder in. Deshalb treten K & D mit grosser Videoshow jetzt zum Dreissig-Jahr-Jubiläum am 4. Dezember im Zürcher Kaufleuten auf. Diesen Sommer haben sie gar die USA erobert: Sie waren jeden Abend am legendären neuntägigen Burning-Man-Festival in der Black-Rock-Wüste Nevadas engagiert, wo die betuchten Hippie-Massen halbnackt zu ihren Sounds abtanzen.

Whole Lotta Love: Vor 21 Jahren kam Richard Dorfmeister der Liebe wegen an die Limmat, heute ist er Mitbetreiber einer trendigen Bar im Zürcher Kreis 4, dem «Milieu». Er sagt: «Es gilt in Bars wie an Konzerten, den richtigen Sound zu finden, die Leute zu spüren – und dann für Stimmung zu sorgen.» Seine Lust am Musikmachen hielt Dorfmeister mit seinem Tosca-Duo-Projekt aufrecht. 2020 gab es nach langen Jahren der Stille ein neues Album von K & D, «1995», darunter frisch ausgegrabene Stücke aus besagtem Jahr. Wien ehrte das Duo mit dem Goldenen Verdienstkreuz, denn ihr jazziger Dub-Sound nahm



Heilsam benebelnd: Kruder & Dorfmeister.

der Alltagshektik Tempo weg, ihre Musik wurde als heilsam benebelnd gelobt. Und heute spielt das Duo eine mitreissende Version von Led Zepelins «Whole Lotta Love» (aus dem Jahre 1969!) und findet kreative Neuinterpretationen zu karibischen Bachata-Klängen.

Dorfmeister gesteht, früher meist bekifft gewesen zu sein. Heute sagt er nüchtern: «Wir waren immer Schlafzimmerproduzenten: Wenig Sample-Zeit, wenig Equipment, ein kleines Studio – das war unsere Formel der Reduktion.» Genau die ist heute wieder gefragt.

Jazz

Wind in den Bäumen

Peter Rüedi

Palle Mikkelborg/Jakob Bro/Marilyn Mazur: Strands. Live at the Danish Radio Concert Hall. ECM 2812 5821696

Welch weite Räume, was für ein emotionaler Sog! Einiges an Elektronik, aber zu keinem anderen Ziel eingesetzt als einem grossen Atem. Wo sonst entsteht aus so viel Technik so viel Natur wie in der Musik dieses dänischen Trios: die Trompeterlegende Palle Mikkelborg (*1941), ein Seelenbruder von Miles Davis (für den er 1984 das Album «Aura» arrangiert hat); der Gitarrist Jakob Bro (*1978), ein melomaner Magier, in seiner Karriere Partner von vielen Meistern der feinen Interaktion wie Paul Motian, Lee Konitz, Bill Frisell, seit 2015 mit mehreren Alben als Leader bei ECM präsent; und die Perkussionistin Marilyn Mazur (*1955). Nach Mikkelborgs Zusammenarbeit mit Davis gehörte sie bis 1989 als Drummerin zur Band von Miles, danach für mehrere Jahre zu der von Jan Garbarek. Der hat von ihr einmal gesagt, ihr Spiel sei «wie das Wehen des Winds in den Bäumen».

Das gilt für die Musik der Gruppe auf diesem Live-Album insgesamt, eines Klangkörpers im Wortsinn. Sie malt nicht musikalische Landschaften nach der Natur (etwa in Anspielung auf die kontemplative Kunst von Caspar David Friedrich), sie baut Klangräume, die allenfalls mit den Bühnenbildern von Erich Wonder zu vergleichen wären. Sie bildet keine Natur ab, sie ist Natur. Mehrmals werden Stücke (z. B. Jakob Bros «Oktober» oder das Titelstück «Strands») in einem langsamen Decrescendo zurückgenommen, zunächst noch berührt vom Flügelschlag von Mazurs volatiler Perkussion, dann in einem kaum mehr wahrnehmbaren Piano pianissimo verschwindend. Das Publikum rührt sich nicht an jenem Februarabend 2023 in der Radio Concert Hall von Kopenhagen. Am Ende hört jeder nur noch den eigenen Herzschlag.

Ein Vorgang wie eine Beschwörung. Wie das Konzert insgesamt. Seine Intensität verdankt es der extremen Sparsamkeit aller Beteiligten. Im Sog der Auslassungen, der Pausen, des Schweigens beginnt die Fantasie des Zuhörers ihren Flug. Und sie ist, man wagt es kaum zu sagen, eine Folge der unverschämten Schönheit dieser Musik. Die betrifft den Klang von Mikkelborgs Trompete (wie der seines Vorbilds Miles ein «Herzausreisser»-Klang, mit Boris Vian zu sprechen), vor allem aber die Melodik und Harmonik der einzelnen Stücke, zumal jener von Jakob Bro. Musik einer minimalen Band mit einer enormen Spannweite und Flughöhe.